

Alia Trabucco Zerán

MEIN NAME IST ESTELA

Das Buch

Das Mädchen ist tot, die Haushälterin wird vernommen. Zum ersten Mal hören alle Estela zu. Szene um Szene offenbart sie ein schwindelerregendes Kammer-spiel unüberbrückbarer Klassenunterschiede.

Sieben Jahre hat Estela im Haus der fremden Familie gelebt, hat tagein, tagaus für sie gesorgt. Die karierte Schürze ist zu einer zweiten Haut geworden, die dünnen Wände ihres Zimmers sind immer näher gerückt. Doch sie ist nicht die einzige Gefangene des Hauses: Im leeren Blick des Mädchens sieht Estela ihre eigene Einsamkeit gespiegelt. Jeder Versuch von Intimität zwischen Angestellter und Kind zerschellt an der ehrgeizigen Mutter und dem autoritären Vater, an der Brutalität der Verhältnisse. Auf engstem Raum ringen vier Menschen ums Überleben und rasen doch unausweichlich auf eine Katastrophe zu.

Die Autorin

Alia Trabucco Zerán wurde 1983 in Santiago de Chile geboren. Ihr Debütroman »Die Differenz« (2021) war für den International Booker Prize nominiert und wurde 2022 mit dem British Academy und dem Anna Seghers-Preis ausgezeichnet.

Alia Trabucco Zerán

Mein Name ist Estela

Roman

Aus dem chilenischen Spanisch
von Benjamin Loy

Blessing

Die Originalausgabe LIMPIA erschien erstmals 2022 bei Lumen, Penguin Random House Grupo Editorial, Santiago de Chile.

Das vorangestellte Motto ist aus *Der Fall* (1956) von Albert Camus, aus dem Französischen übersetzt von Guido G. Meister
© Rororo, Reinbek 1997. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Rowohlt Verlag.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Taschenbuchausgabe 08/2025
Copyright © 2022 by Alia Trabucco Zerán
Copyright © 2024 der deutschsprachigen Ausgabe
by Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2025 dieser Ausgabe by Karl Blessing Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Nele Schütz nach einem Entwurf von Claudia Anzinger
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-771-6

www.blessing-verlag.de

Die Frage ist nur, wer wen säubert.

Albert Camus, Der Fall

Mein Name ist Estela, können Sie mich hören? Ich habe gesagt: Es-te-la-Gar-cí-a. Ich weiß nicht, ob Sie das hier aufnehmen oder sich Notizen machen und ob da überhaupt jemand auf der anderen Seite sitzt, aber wenn Sie mich hören, wenn Sie da sind, dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen: Ich erzähle Ihnen eine Geschichte, und wenn ich fertig bin, wenn alles gesagt ist, dann lassen Sie mich hier raus.

Hallo? Ist da jemand?

Ich werte Ihr Schweigen mal als ein Ja.

Diese Geschichte hat mehrere Anfänge. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass sie nur aus Anfängen besteht. Aber erklären Sie mir doch, was ein Anfang ist. Erklären Sie mir zum Beispiel, ob die Nacht vor oder nach dem Tag kommt, ob wir nach dem Schlafen erwachen oder ob wir nur schlafen, weil wir wach waren. Oder noch einfacher, um Sie nicht mit meinen Abschweifungen zu nerven, sagen Sie mir doch, wo ein Baum beginnt: beim Samen oder bei der Frucht, zu der dieser Samen vorher gehörte? Oder doch beim Ast, an dem diese Blüte keimte, ehe sie später zur Frucht wurde? Oder bei der Blüte selbst? Kommen Sie noch mit? Nichts ist so simpel, wie es scheint.

So ähnlich ist es auch mit den Ursachen, sie sind so verworren wie die Anfänge. Die Ursachen meines Durstes, meines Hungers. Die Ursachen dafür, dass ich hier eingesperrt bin. Eine Ursache führt zur anderen, eine Karte fällt mit der nächsten. Nur der Ausgang ist gewiss: Am Ende bleibt kein Stein auf dem andern. Und der Ausgang dieser Geschichte ist folgender (wollen Sie das wirklich wissen?):

Das Mädchen stirbt.

Hallo? Keine einzige Reaktion?

Ich sage es besser noch einmal, falls Ihnen gerade eine Fliege ins Ohr gesummt hat oder Sie etwas Wichtigeres oder Schrilleres als meine Stimme abgelenkt hat:

Das Mädchen stirbt. Haben Sie das jetzt verstanden? Das Mädchen stirbt, und es bleibt tot, egal wo ich auch anfangen.

Aber auch mit dem Tod ist es nicht so simpel, darin sind wir uns doch einig. Es verhält sich damit so ähnlich wie mit der Länge und Breite eines Schattens. Der unterscheidet sich von Mensch zu Mensch, von Tier zu Tier, von Baum zu Baum. Es gibt keine zwei identischen Schatten auf der Welt, und ebenso wenig gibt es zwei identische Tode. Jedes Lamm, jede Spinne, jede Morgenammer stirbt auf ihre Weise.

Nehmen wir zum Beispiel das Karnickel ... Werden Sie nicht ungeduldig, das ist wichtig. Haben Sie mal ein Karnickel im Arm gehabt? Das ist, als hielte man eine Granate, eine flauschige Zeitbombe. Ticktack, ticktack, ticktack, ticktack. Es ist das einzige Tier, das häufig vor Angst stirbt. Der Geruch eines Fuchses, der entfernte Verdacht einer Schlange reichen schon aus, damit das Herz zusammenzuckt und sich seine Pupillen weiten. Dann versetzt das Adrenalin dem Herzen einen Hammerschlag, und das Karnickel stirbt, noch ehe sich die Eckzähne in sein Genick bohren. Die Angst bringt es um, verstehen Sie? Die reine Erwartung tötet es. Im Bruchteil einer Sekunde spürt das Karnickel, dass es sterben wird, es ahnt, wie und wann. Und diese Gewissheit seines eigenen Endes ist sein Todesurteil.

Bei den Katzen oder Spatzen oder Bienen oder Echsen kommt so etwas nicht vor. Ganz zu schweigen von den Pflanzen, beim Tod einer Weide oder einer Hortensie, einer Ulme oder eines Canelo. Oder beim Tod eines Feigenbaumes, diese

robusten Exemplare mit Stämmen so fest und grau wie Zement. Um so einen umzubringen, braucht es schon schwerere Geschütze. Einen tödlichen Pilz etwa, der Winter um Winter, Jahr um Jahr in seine Äste kriecht und nach Jahrzehnten schließlich seine Wurzeln zersetzt. Oder eine Säge, die seine Äste amputiert und seinen Stamm in einen Sack Brennholz verwandelt.

Und so ist es mit jeder Spezies, mit jedem Lebewesen, das diesen Planeten bewohnt. Ein jedes muss die passende Todesursache finden. Eine Ursache, die in der Lage ist, sein Leben zu bezwingen, einen hinlänglichen Grund. Und das Leben klammert sich, wie Sie wissen, an manche Körper mit ganz besonderer Kraft. Es wird zäh, widerspenstig und ist kaum loszubekommen. Man braucht dafür das richtige Werkzeug: die Seife für den Fleck, die Pinzette für den Stachel. Können Sie mich da drüben hören? Passen Sie überhaupt auf? Ein Fisch kann nicht auf dem Grund des Meeres ertrinken. Und ein Angelhaken wird dem Wal höchstens den Gaumen zerkratzen. Und überhaupt hat alles seine Grenzen, mehr als sterben kann man nicht.

Ich schweife nicht ab, keine Angst, wir befinden uns im Randbereich der Geschichte. Und es ist notwendig, ihn zu umkreisen, bevor wir weiter ins Innere vorstoßen. Damit Sie verstehen, wie ich hier gelandet bin, welche Taten mich in diese Zelle gebracht haben. Und damit Schritt für Schritt die Todesursache des Mädchens ans Licht kommt.

Ich habe getötet, das stimmt. Ich verspreche, dass ich Sie nicht anlügen werde. Ich habe Fliegen und Motten getötet, Hühner, Würmer, einen Farn und einen Rosenbusch. Und vor langer Zeit habe ich aus Mitleid ein verletztes Ferkel umgebracht. Das habe ich aufrichtig bedauert, aber ich tötete es, weil es ohnehin sterben würde. Es wäre langsam und schmerzhaft gestorben, also bin ich dem zugekommen.

Aber diese Tode interessieren Sie nicht, das ist nicht, was Sie hören wollen. Keine Sorge, ich werde zum Punkt kommen, zur ersehnten Todesursache: eine Handvoll Tabletten, ein Flugzeugabsturz, ein Strick um den Hals ... manche überleben trotz allem. Für diese wenigen ist die Aufgabe zu sterben keine leichte. Männer, die die Wucht eines Lastwagens benötigen, einen Schuss in die Brust. Frauen, die aus dem sechsten Stock springen, weil der fünfte nicht reichen würde. Bei anderen wiederum genügt eine einfache Lungenentzündung, eine Verkühlung, ein im Hals steckengebliebener Kern. Und einigen ganz wenigen, wie dem Mädchen, reicht schon eine Idee. Eine gefährliche, schneidende Idee, die aus einem schwachen Moment heraus entsteht. Von dieser Idee will ich Ihnen berichten, Ihnen erzählen, wann sie erstmals aufkam. Und jetzt lassen Sie liegen, was auch immer Sie gerade tun, und hören Sie mir zu.

Die Stellenanzeige lautete:

Hausmädchen gesucht, gepflegtes Erscheinungsbild, Vollzeit.

Sonst stand da nichts, außer einer Telefonnummer, die sich bald in eine Adresse verwandelte, zu der ich mich in weißer Bluse und dem gleichen schwarzen Rock aufmachte, den ich auch jetzt trage.

Sie öffneten mir gemeinsam die Tür. Ich meine den Señor und die Señora, den Chef und die Chefin, die Bosse, die Hinterbliebenen. Sie werden schon wissen, wie Sie sie nennen wollen. Sie war schwanger, und als sie die Tür öffnete, musterte sie mich von oben bis unten, noch ehe sie mir die Hand gegeben hatte: mein Haar, meine Kleidung, meine noch weißen Turnschuhe. Es war ein prüfender Blick, als ob sie dadurch etwas Wichtiges über mich in Erfahrung bringen könnte. Er dagegen schaute mich nicht einmal an. Er tippte eine Nachricht in sein Handy und deutete, ohne den Blick zu heben, auf die Tür, die zur Küche führte.

Ich kann mich an die Fragen nicht mehr erinnern, die sie mir stellten, aber dafür an etwas sehr Kurioses. Er hatte sich rasiert, und ein Hauch von Schaum glänzte unter seiner rechten Kotelette.

Hallo? Was denn? Darf ein Hausmädchen etwa nicht das Wort »Hauch« benutzen?

Mir war, als hätte ich da Gelächter, ein nicht eben freundliches Lachen auf der anderen Seite der Wand gehört.

Ich wollte sagen, dass mich dieser Fleck aus der Fassung gebracht hat, als ob man ihm ein Stück Haut herausgerissen hätte

und darunter weder Blut noch Knochen zum Vorschein gekommen wären, sondern etwas Weißes, Künstliches. Der Señora fiel auf, dass ich nicht aufhören konnte, ihn anzustarren, und als sie schließlich den Schaum bemerkte, feuchtete sie ihren Daumen an und säuberte seine Haut mit ein wenig Spucke.

Sie werden sich fragen: Warum ist das von Bedeutung? Überhaupt nicht, lautet die Antwort, auch wenn ich mich gut an die Geste des Señor erinnere, die Art und Weise, wie er die Hand seiner Ehefrau wegschob, als werfe er ihr vor, etwas derart Intimes vor einer vollkommen Fremden zur Schau zu stellen. Einige Wochen später machte ich gerade das Ehebett, als er plötzlich aus dem Badezimmer kam. Ich dachte, er sei schon zur Arbeit gegangen, aber da stand er nun, mir gegenüber, vollkommen nackt. Bei meinem Anblick erschrak er nicht, es schien ihn nicht einmal zu irritieren. In aller Ruhe suchte er nach seiner Unterhose, ging ins Badezimmer zurück und schloss die Tür hinter sich. Erklären Sie mir, was zwischen dem ersten Tag und den darauffolgenden passiert war.

Sie benötigten so schnell wie möglich jemanden. Der Señor sagte: Am besten ab Montag.

Die Señora: Am besten ab heute.

Am Kühlschrank hing ein Zettel mit all meinen Aufgaben. So umging man die Frage, ob die Angestellte lesen, ob sie den Einkaufszettel schreiben oder die Nachrichten von Anrufern notieren konnte. Ich ging ein Stück näher, las die Liste, nahm den Zettel und verstaute ihn in meiner Rocktasche. Ordentlich, folgsam, eine Angestellte mit ausreichender Bildung.

Ich kann am Montag anfangen, sagte ich.

Sie nahmen mich sofort. Nicht einmal ein Empfehlungsschreiben verlangten sie. Später verstand ich, dass alles in diesem Haus ein Wettlauf gegen die Zeit war, auch wenn ich ihre Eile, diese ewige Eile, nie nachvollziehen konnte. Wer sich be-

eilt, verliert die Zeit, das sagte meine Mama immer, wenn ich zu spät zur Schule aufbrach und die Abkürzung durch den Gemüsegarten nahm. Und gegen die Zeit, warnte sie, kann man nicht gewinnen. Dieses Rennen ist vom Tag unserer Geburt an entschieden. Aber ich schweife ab ... Ich sprach von den Stunden, die ihren Tagen fehlten, und von den wenigen Tagen, die noch fehlten, bis ihre erste Tochter auf die Welt kommen sollte.

Ich weiß schon, was Sie mich fragen wollen, und die Antwort lautet nein. Ich hatte keine Erfahrung mit Kindern, und ich log sie diesbezüglich nicht an. Meine Mutter hatte mir am Telefon gesagt: Lüg sie nicht an, Lita, lüg nie am ersten Tag. Also sagte ich, ohne zu zögern:

Ich habe keine Kinder, ich habe keine Nichten und Neffen, ich habe noch nie einen Windel gewechselt.

Aber die Entscheidung war bereits gefallen. Der Señora hatten meine weiße Bluse, mein langer und ordentlich geflochtener Zopf gefallen, meine geraden und sauberen Zähne und dass ich zu keinem Zeitpunkt versucht hatte, ihrem Blick standzuhalten.

Sobald die Fragen geklärt waren, zeigten sie mir den Rest des Hauses:

Hier sind die Putzmittel, Estela.

Die Gummihandschuhe, der Mopp.

Hier das Erste-Hilfe-Schränkchen.

Die Schwämme, das Chlor, das Spülmittel, die Bettwäsche.

Hier das Bügelbrett, der Korb für die Schmutzwäsche.

Die Seife, die Waschmaschine, das Nähkästchen, die Werkzeuge.

Dass ja nichts vergammelt, Estela.

Dass ja nichts abläuft.

Grundreinigung am Montag.

Nachmittags den Garten gießen.

Und niemandem aufmachen, nie, unter keinen Umständen.

An viel mehr erinnere ich mich nicht mehr, außer dass ich an jenem Tag einen Gedanken hatte und dieser Gedanke in mir haften blieb. Während ich durch den Flur ging, durch die Bäder, und den Kopf in jedes Zimmer streckte, während ich das Wohnzimmer betrachtete, das Esszimmer, die große Terrasse und das Schwimmbad, dachte ich mit großer Klarheit: Das hier ist ein richtiges Haus, mit Nägeln, die in den Wänden stecken, und Gemälden, die an diesen Nägeln hängen. Und dieser Gedanke, ich weiß nicht, warum, schmerzte mich genau hier, zwischen den Augen. Als ob er ein Feuer entfachte, das genau hier brannte.

Das Hinterzimmer zeigten sie mir nicht. Ich rede vom Tag des Vorstellungsgesprächs. Dieses Zimmer, das sie »dein Zimmer« nannten und das ich das Hinterzimmer nennen werde. Erst am folgenden Montag, meinem ersten Arbeitstag, bekam ich es zu Gesicht. Die Señora nahm mich in Empfang, bleich war sie, das Gesicht schweißgebadet.

Fühl dich wie zu Hause, sagte sie und ging davon, um sich auszuruhen.

Ich ging allein in die Küche und wunderte mich, diese merkwürdige Tür nicht schon vorher bemerkt zu haben. Sie verlор sich zwischen den Fliesen an der Wand, wie eine Geheimtür. Ich trat ein Stück näher und schob sie auf. Wussten Sie schon, dass es sich um eine Schiebetür handelte? Um keinen Raum zu vergeuden. Um nicht an das Bett zu stoßen. Man öffnete sie also nicht wie eine normale Tür, sodass ich sie nach links schob und zum ersten Mal hineinging.

Notieren Sie bitte, was es dort drinnen alles gab, vielleicht ist das irgendwie von Bedeutung: ein Einzelbett, einen kleinen Nachttisch, ein Lämpchen, eine Kommode, einen alten Fernseher. In der Kommode sechs Schürzen: Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag. Sonntag war mein freier Tag. Es gab keine Bilder, auch keine Dekoration, nur ein kleines Fenster. Dafür ein Bad mit Dusche, ein alter Schminktisch und ein paar feuchte Stellen an den Wänden, die sich vor Lachen auszuschütten schienen.

Ich schloss die Tür hinter mir und blieb stehen, die Lippen plötzlich ganz trocken. Ich spürte, wie meine Beine weich wurden, und setzte mich auf die Bettkante. Und dann hatte ich ein

Gefühl ... wie soll ich das beschreiben. Ich fühlte, dass ich das Zimmer noch gar nicht betreten hatte und dass ich selbst, von draußen her, die Frau betrachtete, die ich ab jenem Moment sein würde: die über dem Rock gefalteten Hände, die trockenen Augen, der trockene Mund, die schnelle Atmung. Ich bemerkte, dass die Zimmertür aus geripptem Milchglas war. Der Señor musste hier eines seiner Lieblingswörter benutzt haben: ge-schlif-fen. Eine Tür aus mattem Glas verband das Schlafzimmer mit der Küche. Und dort lebte ich sieben Jahre lang, auch wenn ich es nie, nicht ein einziges Mal, »mein Zimmer« nannte. Schreiben Sie das in Ihre Akten, na los, keine falsche Scheu: »Weigerte sich kategorisch, den Raum als ihr Zimmer zu bezeichnen«. Und am Rand fügen Sie noch hinzu: »Weigerung«, »Ressentiment«, »mögliches Tatmotiv«.

Nach einer Weile hörte ich, wie jemand in die Küche kam und draußen auf mich wartete ... oder drinnen. Ich weiß es nicht. Womöglich war das Zimmer draußen und die Küche drinnen. Diese Dinge sind verworren, für mich zumindest: drinnen, draußen; gegenwärtig, vergangen; vorher, nachher.

Die Señora räusperte sich, ich schluckte und sagte:

Ich komme.

Oder vielleicht räusperte sich auch niemand, und ich sagte nichts, und jene Frau, die ich für die folgenden sieben Jahre sein würde, zog sich aus und streifte sich die Kittelschürze über den Kopf. Sie kam mir am Hals sehr straff vor, zu eng für mich, aber als ich den obersten Knopf öffnen wollte, merkte ich, dass da kein Knopfloch war. Ein dekorativer Knopf am Hals der Hausangestellten. Die anderen fünf Schürzen hatten den gleichen falschen Knopf.

Es ist seltsam, dass ich mich gerade an dieses Detail erinnere, aber nicht die geringste Ahnung habe, was ich den Rest des Tages über tat. Ich weiß nicht, ob ich kochte. Ich weiß nicht, ob

ich wusch. Ich weiß nicht, ob ich die Pflanzen goss. Ich weiß nicht, ob ich bügelte. Aus diesen Wochen erinnere ich mich an nichts außer an unsere anhaltende Verfolgungsjagd. Wenn ich das Wohnzimmer betrat, entschwand die Señora leise ins Esszimmer. Wenn ich das Esszimmer betrat, flüchtete sie Richtung Badezimmer. Wenn ich das Badezimmer saubermachen wollte, sperrte sie sich in ihrem Arbeitszimmer ein. Ich wusste nicht, was ich tun, wohin ich gehen sollte. Wegen ihrer Schwangerschaft bewegte sie sich nur mit Mühe, doch sie nahm lieber Reißaus vor mir, als allein und stumm mit einer Fremden zusammen zu sein. Denn das war ich ja, eine Fremde. Ich weiß nicht, zu welchem Zeitpunkt ich aufhörte, es zu sein. Als sie mich zu bitten begann, ihre Unterhosen mit der Hand zu waschen, mir zu sagen, Estelita, die Kleine hat gebrochen, bitte, wisch den Boden mit Chlor. Aber fragen Sie sie mal nach meinem Geburtstag, fragen Sie sie, wie alt ich bin.

In jener ersten Woche wussten sie nicht einmal, wie sie mich anreden sollten. Immer wieder rutschte ihnen der Name der Frau heraus, die vorher im Haus gearbeitet hatte. Diejenige, die ihnen bisher den Grund der Kloschüssel geschrubbt und dienstags und freitags den Müll rausgebracht hatte. Die Salat Olivier für sie zubereitet und ihnen beim Schlafen zugesehen hatte. Sie sagten es mir nie, aber ich weiß es, weil keiner der beiden in der Lage war, meinen Namen richtig auszusprechen.

Mmmestela, sagten sie.

Ich frage mich immer noch, wie wohl der Name meiner Vorgängerin lautete: María, Marisela, Mariela, Mónica. Der Anfangsbuchstabe steht außer Frage, erst nach Monaten verschwand er.

Ich für meinen Teil nannte sie immer »die Señora«. Die Señora ist nicht da. Möchte die Señora etwas essen? Um wie viel Uhr kommt die Señora zurück? Aber sie heißt Mara, Doña

Mara López. Sicher haben Sie, als Sie sie vorgeladen haben und die Señora Sie wie einen Fleck angestiert hat, als registrierte sie einen Fehler, zu ihr gesagt: »Señora Mara, nehmen Sie bitte Platz. Möchten Sie ein Glas Wasser? Einen Tee? Zucker oder Süßstoff?«, während Sie sich, genau wie ich, gefragt haben, wer in aller Welt so heißt. Als würde man Julia oder Veronca heißen. Wie man mit so einer Lücke leben konnte.

Da war etwas an ihr. Wie ... lassen Sie mich nachdenken. Verdrossenheit. Oder nein, das ist nicht das richtige Wort. Verachtung, das ist es. Als ob alle Welt Langeweile in ihr hervorriefe oder sie jegliche Form von Nähe ablehnte. Das war zumindest ihre Fassade. Die Maske, die sie sorgfältig Morgen für Morgen anlegte. Darunter lief sie vor Wut rot an, wenn ihr Mann zu spät von der Arbeit kam oder ihre Tochter das schon durchgekaute Essen auf den Teller zurückschuckte; und ihr Lid, das linke, zuckte unablässig, als ob ein Stückchen ihres eigenen Gesichts sich davonmachen und nie wiederkommen wollte.

Aber ich schweife ab, das stimmt. Muss die mangelnde Gewohnheit sein. Das Gesicht der Señora hat keinerlei Bedeutung, ich muss Ihnen auch von ihm erzählen.

Ihn nannte ich, Sie haben es schon erraten, den »Señor«, auch wenn ich ihn manchmal auch »dein Papa« nannte. Wo ist dein Papa? Ist dein Papa schon da? Aber sein Name war Cristóbal. Don Juan Cristóbal Jensen. Ein etwas schroffer Mann mit frühen Geheimratsecken und hellblauen Augen, die der Flamme des Gasboilers ähnelten. Jeden Morgen murmelte er den gleichen Satz, ehe er zur Arbeit ging: Wieder ein neuer Arbeitstag. Vielleicht war es nur eine Marotte, oder aber er verabscheute sie wirklich. Ich rede von seiner Arbeit, kein Grund zur Panik. Er hasste seine Kollegen, die Krankenschwestern, jeden einzelnen seiner Patienten. Sicher haben Sie ihn schon gesehen mit seinem glatt gebügelten Hemd, den wohlpolierten Schu-

hen, in Erwartung, dass ihm jemand dafür dankt, sein Leben gerettet zu haben. Oder vielleicht hat er schon seinen weißen Kittel an, damit man ihn »Herr Doktor« nennt. Das liebte er nämlich, wenn man über ihn als »Doktor Jensen« sprach. Aber halten Sie das in Ihren Papieren fest: Doktor zu sein, bedeutet überhaupt nichts. Nicht, wenn deine einzige Tochter stirbt. Nicht, wenn du unfähig bist, sie zu retten.

Wir sprachen wenig miteinander, er und ich. Es genügte, ihm pünktlich das Essen zu servieren und seine Hemden zu waschen und zu bügeln. Ich wüsste nicht, wie ich ihn noch beschreiben sollte, vielleicht können Sie mir helfen. Wie würden Sie eine Person definieren, die nicht raucht, die kaum trinkt, die, bevor sie den Mund aufmacht, jedes Wort abwägt, abmisst, um so unbedachte Antworten zu vermeiden, die nur Zeit kosten würden? Ein Mann, besessen von der Zeit:

Wir essen in einer Stunde, Estela.

Wärm das Essen in fünfzehn Minuten auf.

Ich komme zehn Minuten zu spät in die Klinik.

Ich habe zwei Minuten fürs Frühstück.

In zehn Minuten bin ich da, öffne das Tor.

Ich zähle bis drei.

Zwei.

Eins.

Ein ewiger Countdown.